

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Königsträume.

Roman von Karl Busse.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Sieh' dir das an!“ rief Michael Vaskowicz und nahm die Sense empor, die er gehämmert hatte. „Der Rücken ist Eisen, das andere Gerbstahl. Und hier ist der Hammer. Je stärker er schlägt, um so härter wird das Blatt nur. So ist's mit denen da drüben. Dreißig Jahre seit dem letzten Aufstand haben die Russen den Hammer geschwungen. Was nicht zer schlagen wird, wird gehärtet. Und sie haben uns die Sensen so gehärtet, daß sie nun alles niedermähen. Wie sagt Jan Hebda, das Eichhörnchen? „Der Sensenschwung geht durch die Welt!“ Hier jedoch ist alles ruhig, daß Gott erbarm! Die Preußen schlugen zu sanft: es sind zu wenig hier hart geworden, und deshalb schlafen wir, während die Brüder kämpfen!“

Es war still. Dann pufete der Blasebalg. Im Feuer schein stand die mächtige Gestalt des Schmiedes. „Bruder!“ sagte er finstler, „ich wollt', die Preußen hätten besser geschlagen, daß es jeden Rücken getroffen hätt.“

„Es denken nicht viele wie du!“

„Nicht viele? Hunderte, Tausende, Zehntausende! Man soll nicht sagen, was später kommt. Ich hab' gestern nacht vom polnischen Wäler geträumt; der war weiß-silbern, wie er ins Fahrentuch gestickt war, das ich als Junge gesehen, damals, als sie unter Michael Stabziwill aus der Grochower Schlacht kamen und über die Weichsel gingen. War auch ein Februartag damals. Und die Fahne mit dem Wäler vergess' ich mein Lebtag nicht. Heut' nacht flog der weiße Wäler wieder. Und ich den! immer, mir hat geträumt, daß er mit dem schwarzen Wäler gekämpft hat.“

Der Fußgendarin blies sich laut in die Hände, obwohl ihm längst in der Schmiede nicht mehr kalt war. Und verlegen sagte er: „Es wird spät, Freundchen. Und der Dienst ist schwerer als je. Du verstehst: ich möcht' nicht Grenzaufseher jetzt sein. Puh, bei solcher Nacht: Was meinst du, wie die Soldaten frieren! Und dennoch: Es geht manche Kiste Gewehre über die Grenze, hier und da. Und ich hab' gestern einen Wagen getroffen, pst, mich geht's nichts an. Für die Grenze bin ich nicht bestellt. Und man drückt ja gern ein Auge zu, wenn andere dafür da sind. Machst du Feierband?“

Michael Vaskowicz hatte mit dem Dorn das Sensenblatt von neuem gefaßt. „Wald, bald, Bruderherz, es ist noch nicht gerade genug. Muß mehr zurückgebogen werden.“

„Die Sense?“ fragte Peter Wroblewski. „Seit wann sind die Sensen so gerade?“

„Jedn, seit wann? Vielleicht schneiden sie dann besser.“

„Was reb'st du da? Getreide?“

„Braucht nicht immer Getreide zu sein. Gut ist gut, aber besser ist besser. Und ich sag' dir: mit auch's in den

Händen, als ob der Hammer bald nicht nur auf den Amboss schließe.“

Kopfschüttelnd wandte sich der Gendarm zur Straße. „Freundchen,“ sagte er fast traurig, „warum trat ich eigentlich bei dir ein? Du bist mein bester Freund, und ich will eine halbe Stunde noch ruhig und vergnügt sein, ehe ich zu dem Satan von Weib nach Haus komm'. Sie ist ein ganz gutes Weib sonst, aber ein Satan. Und nun bin ich hier, he, und was hör' ich? Er schimpft, wettert und sagt tausend Dinge, die ich nicht hören darf. Selbst in der Schmiede ist keine Ruhe mehr, es gab niemals eine härtere Zeit.“

Er machte einen Gruß und schritt davon. Michael Vaskowicz lachte und rief ihm nach: „Armer Spaz, du hast eine heftige Späzin.“ Macht sie's zu arg, so gerb' ihr das Fell!“

Aber entsetzt wehrte Peter mit der Hand ab: „Lieber drei Einbrecher als diesen Satan!“ Und mit einem tiefen Seufzer verschwand er im Dunkel. Nur der Hammer schlag begleitete ihn.

Sein Häuschen lag neben dem Schulzenamt. Es war klein, aber aus Stein erbaut und in besserem Zustand als die Baracken des Dorfes. Durchs Fenster schien das freundliche Licht der Lampe. Wie gemütlich könnt' es hier brinnen sein, dachte Peter Wroblewski. Er drückte leise die Haustür auf und trat in den Flur. Im Finstern tastete er nach der Klinke. Schon aber ward die Stubentür aufgerissen, und Jadwiga, sein Ehekreuz, stand im Lichtschein auf der Schwelle. Sie war kein häßliches Frauenzimmer und nicht so alt, daß der Fußgendarin deshalb hätte verzagen müssen. Doch wenn man in ihre Augen sah, so begriff man, daß sie das Blitzen besser verstanden als den Sonnenschein, und wenn sie den Mund auftat, so erkannte man leichtlich, daß ein gar spitzes Zünglein darin waltete.

Sie erwiderte seinen bescheidenen Gruß nicht, sondern rief mit der hellen Trompetenstimme, die gleichsam als Kampfsignal jede eheliche Auseinandersetzung begann: „Kommst du endlich, mein Hähnchen? Sieh', sieh, wie du den Weg findest. Den ganzen Tag treibt er sich 'rum, he, sagst du was? Der Dienst, natürlich der Dienst! Wer weiß, wo du steckst. Es gibt schöne Dirnen im Kreis, und die unglückliche Frau sitzt zu Hause. Aber ich will's dir eintränken!“

Peter Wroblewski wollte einige Einwendungen machen, doch noch heller trompetete es: „Ruhe, sag' ich dir, Runntreiber!“

Und während er ergeben das Haupt senkte, schmettete es kräftig weiter: Sie sei ein unglückliches Weib, sie wär' lieber in die Warthe gegangen, als daß sie ihn geheiratet hätte, wenn ihr das jemand vorhergesagt; das Leben sei eine Hölle für sie; den ganzen Tag sei sie allein, und so ging es kräftig und unermüdet weiter mit Spizen und Auspielungen, die der Gatte gar nicht verstand.

*) wrobl (woll.) = Spaz. Anspielung auf den Namen Wroblewski.

Das Büngelein gab auch dann nicht Ruhe, als die Abendbrotsuppe schon auf dem Tisch dampfte. Peter kannte die Melodie. Zerknirscht und leise stellte er das Gewehr in den Schrank, legte auch die anderen Waffen ab und machte es sich bequem. Dann griff er zum Löffel, und mit dem trübsten Gesichte von der Welt ließ er es sich gut schmecken. Er hatte in den langen Jahren die schwere Kunst gelernt, mit innerlichem Wohlbehagen zu essen und doch ganz unabhängig davon eine Armsündermühe zu machen, die eine Stetigkeit erweicht hätte, nur nicht Frau Jadwiga, die heftige Späthin.

In Rasgora ging man früh schlafen. Da hatte Peter Wroblewski nach angestrengtem Nachdenken eine Methode gefunden, sich wenigstens für ein Abendstündlein von seinem Hauskreuz freizumachen. Als er den Löffel niederlegte, sagte er: „Gott segne dich, mein Täubchen, ich bin ein schlechter Mensch und deiner nicht würdig. Doch ich muß den Bericht schreiben, den amtlichen!“

Die Trompetenstimme setzte zwar noch zwei-, dreimal an, aber als der Gendarm den Stempelbogen auf den Tisch legte und die Feder ergriff, verschwand Frau Jadwiga Wroblewska im ehelichen Schlafgemach.

Denn vor dem Stempelbogen hatte sie Respekt. Sie begriff, daß der amtliche Bericht fertig werden mußte, und seit ihr Peter einst gesagt, bei Nichtablieferung würde er seine Stelle verlieren, widersprach sie nicht mehr. Denn als Pani Wachtmeister spielte sie in Rasgora eine Rolle, auf die sie um keinen Preis der Welt verzichten wollte.

Der Fußgendarmer schrieb wirklich. Er schrieb so lange, bis ein gesundes Schnarchen aus dem Nebenraum verkündete, daß die teure Gattin fest eingeschlafen war. Dann stieß er verächtlich den Bogen fort und setzte sich mit einem Gläschen, das er in der Revolvertasche verwahrt, ans Fenster. Die Nacht mußte bitter kalt sein. Immer wilder schnob der Ostwind draußen. Vom Monde war nichts zu sehen; von den Sternen auch nicht. Nur der Schnee leuchtete. Peter Wroblewski führte das Gläschen öfter an die Lippen.

„Weil die Nacht gar zu kalt ist,“ sprach er zu sich selber. Und dann: „Pfia krew, es ist so eine Nacht zum Schmuggeln. Wenn sie die Gewehre über die Grenze kriegen!“

Als könnt' es jemand gehört haben, zog er den Kopf ein und sah sich scheu um. Doch er hörte nur das Schnarchen. Das beruhigte ihn. „Es ist Russenblut,“ marmelte er und tat einen neuen Zug. „Der Schmied hat recht: Der Name wärmt.“ In der Flasche war etwas ganz anderes, aber der Beschmack mochte sich ihm verwirren.

„Eine Nacht zum Schmuggeln, der Teufel soll die Bande holen! Bin ich nicht preußischer Fußgendarmer? Hier hat kein Mensch zu schmuggeln. Maria und Josef, gib, daß es gelingt, wenn ich's nicht sehe. Sie brauchen Gewehre drüben wie das liebe Brot.“

Es war wie ein Riß in seinem Herzen. Er wußte selber nicht, ob er wünschen sollte, daß die Gewehre überliefen, oder daß sie abgefangen würden. Da seufzte er tief auf. Doch das war sein Verderben, denn drinnen knarrte die Bettstelle, und eine bekannte Stimme rief: „He, Pjotr, wird's bald?“ Und gebückt schlich der Fußgendarmer, nachdem er die Flasche sorgfältig verborgen, ins eheliche Schlafgemach, an die Seite der „heftigen Späthin“.

2. Kapitel.

Ob man das Dorf, das mit kleinen Ausweichungen sich längs der Chaussee hinzieht, von einem Ende zum anderen durchwandert und die letzten Ausbauten hinter sich gelassen hat, kann der Mund manch Paternoster sagen. Die Häuser liegen bald dicht zusammen, und zwar so eng, als müßte eins das andere stützen, bald wieder eine gute Strecke auseinander. Dazwischen reichen die Felder eben bis an die Chaussee heran. Fast am Ende des Dorfes, zur rechten Hand, zweigt ein Weg zum „Schlosse“ ab. Kirschbäume fassen ihn zu beiden Seiten ein. Die Zweige des letzten Baumes in jeder Reihe hängen halb über das eiserne Gitter des Torwegs.

Das Schloß ist alt. Ohne sonderlich breit und hoch zu sein, hat es etwas Mächtiges in seiner ganzen Anlage. Es gibt da keine niedlichen Arabesken, keine zierlichen Säulen. Massig und festgefügt steht es da. Eine steinerne Freitreppe führt in den Hof. Der Hof ist für die Gegend sauber genug gehalten. Links der Brunnen und die freischwebende Glocke, die den Arbeitern Beginn und Ende ihrer Tätigkeit verkündet und zu den Mahlzeiten ruft. Zu beiden Seiten des Hofraums, aber etwas zurückgebaut, daß sie die Wirkung des

Schlusses nicht stören, liegen die Ställe und Wirtschaftsgebäude, leichtere Bauten, meistens noch mit oft gestütem Stroh- oder Schindeldach versehen.

Grau hob sich der Morgen. Es mochte auf 6 Uhr gehen. Da öffnete sich im Pferdestall die Tür, und ein verschlafenes Gesicht sah einen Augenblick über den Hof. Wie ein leichter Nebel schlug sich ein warmer Brodem aus dem Stall in die kalte Frühluft. Dann trat ein Jorral (Pferdebedient) in den Morgen hinaus. Er hatte den weißen, schmierigen Schafspelz um und ging rasch nach der Glocke. Sie hing unweit des Brunnens. Der Boden ringsum war glatt und beeifß von dem vergossenen Wasser, das schnell gefroren war.

„Nimm dich in acht, Staschu, mein Söhnchen, man kann ein Bein brechen, eh' sich die Heiligen noch besinnen,“ murmelte er. Bedächtig zog er eine große, tombakene Uhr aus der Tasche. Sie zeigte gerade sechs. Da griff er nach dem Riemen, ein kräftiger Schwung: laut und schallend schlug die Glocke an und tönte mehr eindringlich als melodisch durch die frühe Stunde.

Bald ward es im Schlosse lebendig. Die Haustür wurde aufgeschlossen, Fenster wurden geöffnet, mit den Timern liefen die Mägde nach dem Brunnen. Nicht lange, und aus dem Schornstein stieg kräftig der Rauch. Als eine Stuhle später die Glocke von neuem erscholl, strömten die Leute von allen Seiten ins Schloß: vom Inspektor Dehmke an bis zum letzten Pferdejungen und Hütemädchen. Denn im Sommer um sechs, in der Erntezeit auch früher, im Winter um sieben hielt der alte Baron Andacht ab, und wehe dem, der dabei gefehlt hätte. Ob Katholik, ob Protestant, war in diesem Falle völlig egal.

„Für Rindvieh,“ hatte der Baron gesagt, „gibt es nur Eins, und das bring' ich ihm bei.“

„Wenn die Rabenbande stiehlt und säuft,“ dekretierte er, „so kommt das davon, weil die Halunken keine Religion im Leibe haben. Und sie haben keine Religion, weil in Rasgora weder ein Pfaff noch eine Kirche ist. Ehe sie aber bis Wreschen oder nach Stralkowo kommen, vergeht viel Zeit. Ergo bin ich der nächste dazu, ihnen die Religion einzubläuen.“

Als der Inspektor mit gebührendem Respekt darauf hinwies, daß der Herr Baron evangelisch und die meisten Leute katholisch seien, hatte Hans Albert die schon besagte Antwort gegeben. Seitdem war die Morgenandacht eingeführt. Sie wurde in einem großen, kahlen Zimmer des Erdgeschosses abgehalten. Für den Inspektor und die ältesten Leute standen vorn ein paar Stühle; die anderen durften nicht sitzen. Für den Baron jedoch war ein kleines Katheder aufgestellt, auf dem er saß. Oft las er nur eine Bibelstelle vor und sprach ein Gebet; manchmal jedoch hielt er im Anschluß daran eine kleine Rede. Erst dann durften die Leute zur Küche, wo die Morgensuppe verteilt ward, und an ihr Tagewerk.

Als die Arbeiter und Mägde in dem kahlen Raum heute Posten gefaßt hatten, öffnete sich die Tür, und Hans Albert von Grahnitz betrat das Zimmer. Ein großer, breitschultriger Mann mit energisch vortretendem Kinn und strengen Augen; er trat schwer und wuchtig auf. Es lag etwas Tyrannisches in seiner ganzen Art, und nur die Nase, die etwas zu klein und dick war, milderte den Eindruck. Sie brachte etwas Gemütliches in dieses Gesicht; sie erzählte, daß der Gutsherr unter den Gottesgaben nicht zum mindesten ein Glas Rotwein schäpe. Er trug eine Mütze mit kurzem Schirm auf dem Kopfe, die dicke Bibel unter dem linken Arm, den Krückstock, seinen steten Begleiter, in der Rechten. Auf den einstimmigen Morgengruß der Leute lästete er die Mütze, nickte dem Inspektor Dehmke, der seine Verbeugung machte, zu und bestieg das Katheder.

Es wurde mäschenstill. Der Inspektor zog den Kopf ein, er wußte: heute gab's eine Rede und ein kräftiges Donnerwetter. Hans Albert hatte die Bibel aufgeschlagen, die Schirmmütze neben sich gelegt.

„Leute!“ sagte er mit seiner volltönenden Kommando-
stimme, „ich lese die ersten vier Verse des 72. Psalms. Sperrt eure Ohron auf, sie lauten also: „Gott, gib dein Gericht dem Könige und deine Gerechtigkeit des Königs Sohne, daß er dein Volk richte mit Gerechtigkeit, und deine Genden rette. Laß die Berge den Frieden bringen unter das Volk, und die Hügel die Gerechtigkeit. Er wird das elende Volk bei Recht erhalten, und den Armen helfen, und die Väterer zermalmen.““

Hans Albert schwieg und schlug mit der Faust aufs Katheder. „Leute! Ich kann euch das zehnmal vorlesen und mir die Lunge ausschreien, und es geht doch nicht in eure Büffel-“

Schädel hinein. Deshalb ist es notwendig, daß ein vernünftiger Mensch euch das klar macht. Gott, gib dein Gericht dem Könige — was heißt das? Das heißt, ihr Galunken, daß der König über euch gesetzt ist und von Gott das Gericht über euch hat. Seid untertan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat! Die Obrigkeit für euch bin ich. Für uns alle der König! Hier ist es der König von Preußen, unser allergnädigster Herr, drüben ist es Kaiser Alexander der Zweite von Rußland.

Leute! Ihr werdet gehört haben, was sich drüben be- gibt. Denn ihr Nabenbände wißt alles, was ihr nicht wissen sollt, und niemals das, was euch not tut. Sie haben sich drüben zusammengetan, um gegen die Obrigkeit zu kämpfen. Ich aber sage euch, daß es gottverdammte Schufte sind, die gegen den Kaiser zu den Waffen greifen, und daß ein Strafgericht kommen wird, wie die Welt keins jemals gesehen. Die Ohren, die nicht hören wollen, werden abgeschnitten, und die Schädel, die nicht weichen, zerschmettert! Denn wie heißt es im 24. Kapitel der „Sprüche“? „Mein Kind, fürchte den Herrn und den König, und menge dich nicht unter die Aufrührerischen. Denn ihr Verderben wird plötzlich entstehen, und wer weiß, wann beider Unglück kommt.“ Ihr wißt es nicht, ich aber weiß es. Mit Hunderttausenden rücken die Russen an, und wie die Ochsen zur Fleischbank werden sie die Nothwendigen und Senfemänner zum Blutgerüst führen. Dann wird ein Wehllagen über ganz Polen sein, und sie werden die Verführer verwünschen. Aber dann ist es zu spät! Leute! Hier ist es ruhig, und ich rat' jedem, daß es ruhig bleibt. Man hat mir gesagt, daß die Empörer Boten zu uns schicken, die euch verführen sollen und euch aufwiegeln, daß ihr zu den Kofynier*) stoßt oder die verfluchten Schriften der Aufrührerischen verteilt oder gar dem Schmuggel mit Waffen Vorschub leistet. Hört mich an, Leute: Wer so oder so den Empörern hilft, dem soll mein Krückstock auf seinem hundsstiftischen Schädel einen Krakowial tanzen, daß er vergift, wie die Welt aussieht. Wenn einer euch aufhebt, so kommt zu mir, daß ich ihn paden kann. So handelt ein treuer Knecht, und er soll's gut haben. Ich steh' für euch dem König und unserem Herrgott. In der Schrift heißt es: „Ein Knecht läßt sich mit Worten nicht züchtigen; denn ob er's gleich versteht, nimmt er sich's doch nicht an.“ Da hab' ich diesen Helfer hier — Hans Albert schwang den Krückstock — und so lange er und ich auf Rasgora regieren, habt ihr das Maul zu halten und eure Arbeit zu tun. Amen.“

Er klappte die Bibel zu. Dann hob er den „Helfer“, zeigte nach der Thür und kommandierte: „Raus!“
(Fortsetzung folgt.)

*) Die sogenannten „Senfemänner“ der polnischen Miffstände.

„Wir haben heut nach altem Brauch Ein Schweinchen abgeschlachtet . . .“

Wer kennt nicht Ludwig Richters hübschen Holzschnitt, auf dem die vielseitige Verwendbarkeit des Schweines für die menschliche Ernährung und seine allgemeine Beliebtheit in so liebe- und verständnisvoller Weise veranschaulicht wird? Umgeben von einer zahlreicheren andächtigen Zuschauermenge ist der zur Hauschlachtung entbotene Fleischermeister mit sachkundiger Hand dabei, das Schwein auszunehmen, während ein Knecht das bei der Schlachtung aufgefangene Blut zu weiterer Verwendung davonträgt. Überall hängen als Zeugen vorangegangener Opfer des Schlachtfestes Würste von verschiedener Größe und Gestalt, und die schmahlhaften werden von verärrigten Heizermännchen bereits davon- geschleppt, während die sorgsame Hausfrau die dampfende Wurstsuppe zur Freude von Groß und Klein aufträgt. Von jeher bedeutete die Zeit des Schweineschlachtens einen Höhepunkt im hauswirt- schaftlichen Leben. In heutiger Zeit verdient sie diese Bewertung ganz besonders, denn niemals war die verständige Ausnutzung aller verwendbaren Teile dieses braven Fettpenders dringender geboten. Wer heute ein selbstgemästetes oder ein „Pensions- schwein“ sein eigen nennt, der muß sich daher besonders gründ- lich mit der Frage beschäftigen: was gewinne ich aus einem ge- schlachteten Schwein? Zunächst Würste. Die Vorbereitung dazu muß schon zwei bis drei Tage vor dem Schlachten beginnen, und zwar mit der Herstellung der erforderlichen Semmeln, da sie alt- baden verwendet werden sollen. Das gleichfalls hierzu benötigte Schweineblut wird beim Schlachten aufgefangen und im Eimer thätig gerührt, damit es nicht gerinnt. Auch darf es weder zu warm noch zu kalt aufbewahrt werden. Für die Würste, die von dem gebrähten Schwein sauber abgeschabt werden, ist der Würstentücher ein bereitwilliger Abnehmer. Die Därme des aus- genommenen Tieres dienen gleichfalls der Würstbereitung; nach- dem sie umgewendet wurden, müssen sie mit Salz eingerieben und thätig gereinigt, danach gewässert werden. Auch Magen und

Blase werden zum Einstopfen der Würst benutzt. Die hierfür zu verwendenden Teile sind: Schulter- und Rippenstück, Bauchfleisch sowie Lunge, Leber und Herz. Die letzteren und der Kopf müssen vor dem Kochen thätig wässern, um vom Blute befreit zu werden. Unter den zahlreichen Würstsorten, die aus den einzelnen Teilen des Schweines hergestellt werden können, seien hier folgende ge- nannt: seine Trüffel-, Sardellen-, Zwiebel-Leberwürst, Zervelat- und Rettwürst, Jungen-, Gehirn- und Schwarzwurst, Bratwurst, die man, wenn sie in ganz dünne Därme gefüllt wurde, als Saucischen bezeichnet, Blut- oder Rotwürst, Knackwürst und Grill- wurst. Die Vorbereitungen für die Zubereitung sind in guten Koch- büchern, beispielsweise in dem von Eberhard-Mathis, in reichlicher Auswahl enthalten. Schweinefleisch, das man nicht in frischem Zustande gekocht oder gebraten versehen will, konserviert man durch Pökeln. Hierzu werden vorzugsweise Kamm, Nieren- stück und kurze Rippen, ferner die sogenannten Schweinsknöchel, nämlich Schnauze, Ohren, und von den Vorder- und Hinterfüßen die Spitz- und Eisbeine verwendet. In einem sauber gewaschenen und gut ausgetrockneten Faß müssen die einzelnen Stücke so dicht wie möglich aufeinander gepackt und mit der erkalteten Pökellake übergossen werden, worauf das Faß fest verschlossen wird. Auch Schinken werden zuweilen eingepökelt. Man verwendet hierzu die Hinterkeulen oder Schlegel, kann aber auch die Vorderkeulen in gleicher Weise behandeln. Sie werden mit siedender Lake über- gossen und 16 Tage lang darin umgewendet. Unter den ver- schiedenen Schinkenforten sind die aus den Rippenstücken zubereite- ten Lacks- und Röllschinken weniger haltbar, als andere, aber um so zarter. Die zum Rohessen bestimmten Weinschinken erfordern ganz besonders sorgfältige Behandlung beim Salzen und Räuchern. Die letztere Konservierungsmethode entzieht dem Fleisch keine Nährstoffe, sondern bewirkt lediglich das Eintrocknen seines Wassergehalts und das Eindringen des im Rauch enthaltenen Kreosots, welches seine größere Haltbarkeit herbeiführt. Räucher- waren bewahrt man hängend in der Rauchkammer auf, wenn diese dicht ist; sonst tut man sie einzeln in baumwollene, mit trockener Kleie ausgestopfte Säcken und hängt sie an einen trockenen Ort, oder man packt sie in Fässer und füllt zwischen getrocknete Buchen- asche. In Fässer gelegt und mit kaltem, aber noch flüssigem Schmalz übergossen, halten sie sich sehr lange, doch ist dieses Ver- fahren wegen der gegenwärtigen Fettknappheit nicht durchzu- führen. Zur Gewinnung von Schweineschmalz verwendet man die Linsen oder Fliesen sowie das Rücken- und die ausgebratenen Grieben dienen zum Schmalzen verschiedener Speisen oder werden mit Salz auf Schwarzbrot verkehrt. Den Speck, nämlich die dicke Fettschicht, die gemästete Schweine am Rücken, an den Seiten und zwischen Vorder- und Hinterbeinen ansetzen, löst man beim Schlachten samt der Haut los und verwendet ihn frisch, geräuchert oder gepökelt auf mannigfache Weise. Zum Erviden eignet sich be- sonders gut der Luftspeck, der mit Salz und Salpeter eingerieben zwei bis drei Wochen lang zwischen zwei Brettern liegen und nach Ablauf der Lake an der Luft austrocknen muß. Aus dem frischen Schweineschmalz läßt sich ein Stoff gewinnen, der wie Kalbsfüße zur Herstellung von Cremes, Fruchtgallert usw. ver- wendet werden kann.

Angeachtet dieser Vielseitigkeit des Schweines im Dienste der menschlichen Ernährung ist die neuerdings bekanntgegebene Tat- sache gewiß mit Freude zu begrüßen, daß sich die Gesamtzahl des im vorigen Jahre so gewaltiam verringerten Schweinebestandes seit dem 15. April um fast zwei Millionen Stück vermehrt hat. Doch läßt auch diese Nachricht noch keine allzu große Hoffnung auf baldige erhebliche Besserung unserer Fleisch- und Fettversorgung zu, da sich die Vermehrung naturgemäß hauptsächlich auf junge, noch nicht schlacht reife Tiere bezieht. Um so sparsamer möge man mit dem Ertrag der diesjährigen Schlachtungen haushalten!

Die Eingeweide der Fische

werden von unseren Hausfrauen als wertlos verworfen. Ganz zu Unrecht, denn sie bergen an ihren Außenwandungen das für die Küche so wertvolle Darmfett.

Je fetter der Fisch ist, um so reichlicher wird er Darmfett haben. Beim Bander ist das Fett sameneiweiß, bei den karpienar- tigen Fischen schimmert es ins gelbliche. Seefische kommen ausge- nommen an den Markt. Dorsche werden häufig auch unausge- weidet gehandelt.

Mit dem Darmfett vermag man sofort den Fisch zu braten oder zu kochen. Mitunter bedarf es einer Zugabe von Butter oder Warmblüterfett. Ist der Fisch recht fett, so reicht sein eigenes Fett zur Zubereitung. In Oesterreich-Ungarn kaufen die weniger be- mittelten Leute die Eingeweide der Fische von den Fischhändlern, welche sich mit der Fischschlachtung der Fische, namentlich Karpfen befaßen.

Das Fett wird sauber von den Därmen gelöst und ausge- schmolzen, nicht gebraten. Die Därme werden sauber gereinigt und durch den Fleischwolf gedreht. Das ganze wird wie Ragout fein gegeben und schmeckt delikät. Das Fett ist zu diesem Gericht mehr als ausreichend.

Kartoffeln in Fischfett gebraten, vermischt mit den zerkleinerten Fischdärmen, ist ein vorzügliches Essen. Man wolle beim nächsten Fischessen nicht unversucht lassen, das Fischfett zu prüfen.

Fischereidirektor a. D. Deyking.

Büchertisch.

— Aus Alt-Marburg. Federzeichnungen von Otto Ubbelohde. Vierte, vermehrte Auflage. W. G. C. Uwerische Verlagsbuchhandlung, Marburg. Preis 120 M. Otto Ubbelohdes Federzeichnungen, die das vorliegende Festschen bringt, werden die Sehnsucht nach künstlerischen Bildern erfüllen, die durch das Medium des Stills entstanden sind. Zwei Freunde, die sich von den hier gebrachten Bildern aus Alt-Marburg fesseln lassen, erörtern in ungekünsteltem Zwiegespräch, was ihnen zur Erklärung, zum Verständnis der gebrachten Ansichten zu sagen nötig scheint.

— Der Wieland. Oktobernummer, Preis 1 M., Wieland-Verlag, Berlin W. 9, Dammstr. 4, bringt folgende literarische Beiträge: Ein alter König, ein großer Dichter und ein kleines Mädchen, von Peter Hansen. In den Himmel, von Hermann Eiter. Fremdliche Verwandlung, von Robert Jellermaner. Aus dem lit. Nachlaß von Rudolf Wille. Siebenbürgen mit 4 Zeichnungen, von G. A. Mathéy. Kommunikationen von Meier-Graefe und Tabaktröpfe von Otto Hoff. Bildbeiträge liefern: Bruno Paul, Rudolf Wille, G. Lebrecht, Emil Orlik und Erich Schilling.

— Deutscher Wille (Kunstwart). Erstes Novemberheft 1916. (Kriegsausgabe zu ermäßigtem Preis. Vierteljährlich 3,60 M. Verlag von Georg D. W. Callwey, München.) — In der Spitze des Deckes steht ein Wapp des Dürerbundes, im kommenden Winter „Schuh- und Trug-Abende“ einzurichten mit Vorträgen, Ansprachen usw., die unter Volk methodisch für die Aufgaben dieser Zeit schulen. Dann folgt ein Aufsatz von Dr. Ferdinand Avenarius über den „Mißbrauch der Photographie zur Völkerverherrlichung“ mit 14 Abbildungen; ein Kapitel aus der großen Weltläge, mit der man von England und Frankreich aus alles Deutsche umweht. — Dr. Friedrich Runke schreibt von den Ufern des Stochod aus zu Leibnizens 200. Todestag über Leibniz und uns Deutsche. Ein Bildnis des Philosophen ist dazu dem Feste beigegeben. — Hans Deter bringt allgemeine Ausführungen „Zu der Fragestellung: Rußland oder England?“ — Georg Stollertoth wirt um Verständnis für die slawische Dichtung, die uns Deutschen im Original ebenso verständlich ist wie alle niederdeutsche mundartliche Dichtung.

— Wiking-Bücher, Band 23: Klaus Rütland, Die das Leben lieben. (Verlag der Wiking-Bücher, Leipzig. Gebunden 1 Mart.)

— Die Barke. 15 und 16 der kleinen Saturnbücher. Preis des Doppelbändchens 40 Pfg. Saturn-Verlag Hermann Meißner, Heidelberg. — Julius Kühn, ein talentvoller junger Künstler, hat hier zum ersten Male eine Reihe Sibilianer zusammengestellt, jener kleinen geschlossenen Liedform, die durch Rückert in die deutsche Literatur eingeführt wurde und der Deilew von Villancron das Heimatrecht erwarb. Wie der Herausgeber in einem Nachwort ausführlich, hat sie auch durch Villancron das impressionistische Gepräge erhalten, das ihr heute noch anhaftet. Sie gibt gern Momentbilder aus dem Leben der Gegenwart in flatter Kohleflizze, in flüchtigsten Pastell. Anderen ist sie wegen ihrer epigrammatischen Kürze willkommen, die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen auf die knappste Formel zu bringen. Wie reich die Auswahl trotz der kleinen Zeitspanne ist, während der wie in deutscher Literatur die Sibiliane ihre Anwendung gefunden hat, beweist ein Verzeichnis der Dichter, die in der Barke zusammengestellt sind. Es sind dies: Friedrich Rückert, August von Platen, Conrad von Britzow, Gaffron, Deilew von Villancron, Richard Dehmel, D. J. Bierbaum, Hugo Salus, Wilhelm v. Scholz, Paul Friedrich, Karl Reinhold Hartmann, Irene Forbes-Mosse, Oskar Loerte, Christ, Grünwald, Georg Trapp, Paul Naper, Friedrich Otto, Paul Jech, Wilhelm Reich, Julius Kühn, Alfred Krüger und Hanns Christoph Ahe.

— Der Völkertieg. Eine reich illustrierte Chronik seit dem 1. Juli 1914. Herausgegeben von Dr. G. P. Baer, Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart. Preis des Heftes 80 Pfg. — Jeder, dem „Der Völkertieg“ näher bekannt geworden ist, weiß, daß die Feste, die unter dem bescheidenen Namen „Eine Chronik der Ereignisse seit dem 1. Juli 1914“ ihren Anfang genommen haben, zu nichts Geringerem geworden sind als zu einer Weltgeschichte, die an Vollständigkeit, Gründlichkeit und Zuverlässigkeit ihresgleichen sucht, und die heute auf tausenden von Schreibtischen und Lesepulten ein unentbehrliches Hilfsmittel ist. Nicht nur eine Kriegs-, eine Zeitgeschichte; gerade die letzten Feste, 99 und 100, verdienen wieder diese Bezeichnung; sie beschäftigen sich ausführlich mit den inneren Verhältnissen Belgiens und Frankreichs während des dritten Kriegshalbjahrs. — Reicher Bilderschnuck erhöht den Reiz auch dieser neuesten Feste.

— Das praktische Flickbuch, das von der Schnittmanufaktur, Dresden-N., zum Preise von 75 Pfg. soeben herausgegeben worden ist, darf als ein sehr nützliches Buch, zur rechten Zeit erscheinend, bezeichnet werden. Noch nie war in deutschen Häuse die Notwendigkeit, der Abnutzung der Kleidungsstücke durch verständiges Flick- und Ausbessern entgegenzutreten, größer, und noch nie war der Wunsch, getragene Garderobestücke für den Weitergebrauch zu erhalten, dringender, als jetzt in der Zeit der Stoffknappheit und der allgemeinen pflichtgemäßen Spararbeit.

— Ein neues schönes Buch für Handarbeiten ist mit dem in Frauenkreisen weitbekanntem Favorit-Pandarbeitersalbum für 1917 (Preis 80 Pfg.) im Verlage der Schnittmanufaktur, Dresden-N. 8, soeben erschienen.

— Neue Frauenkleidung und Frauenkultur. Organ des Verbandes für Deutsche Frauenkleidung und Frauenkultur. Verlag der G. Braunschen Postbuchdruckerei in Karlsruhe. Jährlich 10 Feste in Hoch-Quart mit zahlreichen Abbildungen und Zeichnungen auf Kunstdruckpapier, sowie Schnittmusterbogen. Preis fürs Jahr 6 M., fürs Halbjahr 3 M. Probehefte un berechnet und portofrei.

— In der Nr. 3828 der Leipziger „Illust. Ztg.“ findet Deutschlands Meisterfleger, Hauptmann Oswald Voelcke, der nach Bezwingung des 40. Gegners am 28. Oktober in Nordfrankreich als Opfer eines Unfalls sein Leben aushauchte, eine eingehende Würdigung. Der Lebensgang des jungen Helden wird von Freundeshand in warmherziger Weise geschildert. Wir erfahren daraus so manchen intimen Zug aus dem durch Schicksals-tüde so kurzen Leben. Die erhabende Beisetzungsfeste auf dem Friedhof in Voelckes Heimatstadt Dessau hat der Sonderzeichner des Blattes Walter Hammer in einer wirkungsvollen Zeichnung festgehalten. Dem Andenken Voelckes huldigt ein Gedicht Julius Pöfkes, zu dem der bekannte Leipziger Graphiker Professor Peroung eine packende Umrandung geschaffen hat. Photographische Aufnahmen von der Trauerfeier in Cambrai, ein bisher noch unveröffentlichtes Porträt Voelckes, sowie vier Bilder von Luftkämpfen, von Fliegerleutnant Oberhoffer auf Grund eigenen Lebens gezeichnet, vervollständigen den Inhalt dieser Publikation. Auch sonst enthält das vorliegende Heft noch viele interessante illustrative und textliche Beiträge. Aus der Fülle des Gebotenen sei vor allem auf die farbigen Reproduktionen nach Gemälden von B. Starcke und Wilhelm Buddenberg hingewiesen. Beide Künstler sehen als Kriegsteilnehmer vor dem Feind. Starcke führt antäglich eines Wasserereignisses in einen deutschen Schiffsgraben vor Smorgon, während Buddenberg zwei packende Momentbilder aus dem schweren Kämpfen in der Champagne im Herbst 1915 gibt. Die Besetzung von „U 53“, das an der amerikanischen Küste tätig war und nach vierzigstägiger Abwesenheit glücklich zurückkehrt ist, veranschaulicht ein am 30. Oktober in Wilhelmshaven aufgenommenes Gruppenbild. Zahlreiche weitere Bilder führen an alle Fronten Deutschlands und seiner Verbündeten. Im textlichen Teil, der nicht minder interessant gehalten ist, interessieren in erster Linie die Artikel „Die großpolitischen Pläne eines deutschen Philosophen (zur zweihundertsten Wiederkehr des Todestages von Gottfried Wilhelm Leibniz)“ von Professor Dr. Otto Grangom und „Die Volksvertretung und die auswärtige Politik“ von Wilhelm von Massow.

Wiener Hausfrauen-Verein.

Wochen-Mitteltische.

Sonntag: Grünkernsuppe, Rehbraten, Salzkartoffeln und Apfelsin.

Montag: Gemüsesuppe, kalten Braten, Kartoffelbrei.

Dienstag: Brotsuppe, Griefmus, Pflanzen.

Mittwoch: Sago- und Weizkornsuppe, Salzkartoffeln.

Donnerstag: Selleriesuppe, Kartoffelgemüse.

Freitag: Tomatensuppe, Muschelragout*, Kartoffelböhne.

Samstag: Muschelsuppe**, Pfannkuchen, Salat und Kartoffeln.

*) Muschelragout: Die gereinigten Muscheln werden mit zwei Eßlöffel Wasser gekocht, aus den Schalen genommen, der Saft entfernt; dann bereitet man von der Muschelbrühe mit einer Mehlschwitze einen sämigen Beiguß, fügt einige Tropfen Essig dazu.

**) Muschelsuppe: Man reinigt die gekochten Muscheln aus der Schale, entfernt den Saft, füllt die Brühe zu einer fertig gekochten dicken Suppe, Bohnen-, Gersten- oder Kartoffelsuppe, und gibt die Muscheln ebenfalls hinein. nahrhaft und sättigend.

Stat-Aufgabe.

Bothand wird von Mittelhand bis Bique-Solo gereigt und spielt nun Null overt mit folgender Karte:



Das Spiel geht verloren. — Wie saßen die Karten und wo wurde gespielt?

(Aufösung in nächster Nummer.)

Aufösung des Telegraphenrätsels in voriger Nummer:

Der Mensch hat nichts so eigen,
So wohl sieht ihm nichts an,
Als daß er Treu erzeigen
Und Freundschaft halten kann. Simon Dach.